

Südspanische Reise, Teil I

Das Warten hat sich gelohnt, der Wind ist da.

Er kann es daran hören, wie er unter die Fensterläden kriecht und sie leise zum Klappern bringt. Hinter dem großen Sturm der letzten Nacht hat er sich versteckt und umhüllt nun die aufgewühlte zerfetzte Luft, setzt sie vorsichtig wieder zusammen und bringt sie in leichte Schwingungen. Der perfekte Surfwind, sein Lieblingswind, der das worüber man lieber nicht nachdenken will, anhebt wie Papierschirmchen auf Cocktail-Gläsern und das ganze Leben in einen blauen Sommertag am Meer verwandelt.

Er hat recht gehabt, hat gewusst, dass er irgendwo hinter den Verwirrungen des Wetters der letzten Tage wartete. Ben öffnet die Fensterläden und ein Stück blauer Himmel springt blendend in sein Gesicht. Er lässt sich noch einmal rückwärts ins Bett fallen, zieht das dünne Laken über sein Kinn und holt tief Luft. Die Nacht war hart, Sturm und Donner hatten seinen Schlaf zerrissen, immer wieder war er aufgewacht, nass geschwitzt, verwirrt, es war das erste Mal, dass er Angst hatte vor dem, was aus den Bewegungen verschiedener Luftmassen entstehen kann.

Ben dreht sich auf die Seite, zu ihrer Seite hin, sie ist nicht mehr da. Nichts erinnert mehr an sie, sie hat alles mitgenommen: die gefalteten T-Shirts aus dem Schrank, die gelbe Tube Sonnencreme vor dem Spiegel, die schmutzigen Turnschuhe unter dem kleinen Tisch; nicht einmal das Kissen neben ihm riecht mehr nach ihr. Er kennt niemanden, der so spurlos verschwinden kann wie sie und niemanden, der so anwesend ist, er weiß nicht, ob es gut ist, vielleicht macht es alles komplizierter.

„Soviel Sturm haben wir um diese Zeit sonst nie“, hatte die Besitzerin der kleinen Pension schon vor ein paar Tagen gesagt und an ihrer großen Nase gerieben als wäre sie ein meteorologisches Messgerät, „man weiß gar nicht, was man noch machen soll. Ich kann doch nicht jeden Abend diese schweren Blumenkübel reintragen. Mich macht das ganz verrückt und tagsüber ist es immer so still, das habe ich hier auch noch nie erlebt.“

„Machen Sie sich nicht zu viele Sorgen“, hatte Ben erwidert; er mochte sie, sie erinnerte ihn an jemanden, das glänzende Gesicht, die lockigen Haare; er hatte sie seit Jahren nicht gesehen und merkte erst jetzt, dass er sie vermisste, „wir steuern ziemlich direkt auf die nächste Eiszeit zu, da sind solche Wetter-Eskapaden ganz normal“, aber sie verzog nur das Gesicht zu einer faltigen, zweifelnden Grimasse. „Und der Mond, haben sie sich mal den Mond angeguckt, das ist doch nicht normal, so hell. So hell, dass man ihn anschreien möchte. Können Sie mir das mal erklären?“ Erklären konnte Ben nichts, schon lange nicht

mehr, versuchte aber zu lächeln, schief und mehr um sich selbst zu beruhigen. Er wollte nicht daran denken, wie sie vor ein paar Wochen zuhause im Institut ratlos über einigen Forschungsergebnissen gesessen hatten, über seitenlangen Ausdrucken mit Zahlen, Tabellen und Diagrammen und nach ein paar Stunden hatte er gedacht, nie mehr etwas anderes sehen zu können als dieses schwarze Geflimmer, wenn er nicht sofort damit aufhörte. Seit er bei den Forschern für Klimafolgen arbeitete und die Beobachtungen auswertete, waren einige seiner Gewissheiten über meteorologische Zusammenhänge von Zweifeln gepackt und zur Seite geschoben worden, und diese Unruhe hatte angefangen, an ihm zu rütteln.

„Sie sind die letzten Gäste, alle anderen sind abgereist und so wie für die nächsten Nächte gewarnt wird, kommt so schnell auch keiner mehr. Hoffentlich reicht es dieses Jahr überhaupt.“

Ben nickte und sagte. „Wir bleiben jedenfalls noch.“ In diesem Moment kam Nadja die Treppe herunter, die langen dunklen Haare wippten, starrte ihn an, drehte sich sofort wieder um, rannte polternd nach oben und knallte die Tür zu ihrem Zimmer, dass die bunte Marienfigur auf dem Bild an der Wand zitterte.

Als Ben wenig später hinterher kam, zerrte sie schon ihre Sachen aus dem kleinen Schrank und stopfte sie in ihren Rucksack, drehte sich nicht um, sagte nur mit leiser, gequetschter Stimme; die Schulter nach hinten gebogen wie bei einer ihrer seltsamen Gymnastikübungen; Verrenkungen, die ihn immer noch erschreckten, die nichts mit dem Körper zu hatten, den er kannte: „Du bleibst vielleicht. Ich nicht. Mir reicht. Ich will noch was anderes von diesem Land als einen Ozean, der tagsüber im Koma liegt und mir nachts den Schlaf versaut. Es langweilt mich, hier mit Leuten herum zu hängen, die ihr Leben damit verbringen, ein paar Wellen hinterher zu reisen. Ich weiß nicht, was du hier willst, bleib bei deinem Surfbrett, ich gehe. Lass uns später wieder treffen!“ Sie nahm ihren Rucksack, küsste ihn, blieb einen Moment an seinen Lippen hängen und verließ dann schnell das Zimmer. Als er ihre hastigen Schritte auf dem Weg vor dem Haus hörte, rutschte eine nervöse Ahnung der letzten Tage auf ihren Platz und wurde fest, das Blut sackte aus seinem Gesicht und blieb irgendwo hängen, wo es nicht hingehört, aber da wo man denkt, wurde es klar. Er hatte es gespürt, hatte es daran gemerkt wie sie jede Nacht im Schlaf ein paar Zentimeter von ihm weg rückte, immer ein bisschen weiter, dass mehr und mehr Luft zwischen sie passte und den Raum zwischen ihren Körpern abkühlte. Sie hatte nichts verstanden.

Am Abend vorher waren sie nach dem Essen noch einmal über den breiten Strand runter ans Wasser gegangen, der Mond leuchtete schrill und es sah so aus als würde er mit ganz feinen, dünnen Strahlen die dunkle, fast schwarze Wasseroberfläche anheben und in gleichmäßigen Wellen umklappen, die an den Rändern hell zurück strahlten.

„Küste des Lichts“, hatte Ben gedacht, „das ist es, manchmal sind die Dinge so wie sie heißen, auch nachts, vielleicht dann sogar noch mehr.“ Er hatte versucht in ihrem Gesicht den von frittiertem Fisch glänzenden Mund zu treffen, aber eine Windböe trieb plötzlich eine größere Welle heran und steuerte sehr schnell auf ihre neuen roten Schuhe zu. Sie kreischte lang und schrill wie eine Möwe, rannte stolpernd durch den Sand und ließ sich nicht mehr einholen.

Er hatte nicht eine Sekunde daran gezweifelt, dass sie sich verstehen würden während dieser Reise und als sie dann durch das Land fuhren, war er von Tag zu Tag glücklicher geworden, hatte fast nicht mehr an das Institut und die fehlenden Erklärungen auf den ausgedruckten Papierbergen gedacht, hatte an gar nichts mehr gedacht, nur noch zugesehen wie sich Berge und Meer vor ihnen ausbreiteten; hatte an den Baracken vorbei geguckt, die sich neben mit durchsichtigen Planen überzogenen Gemüsefeldern entlang schlängelten und sich zum ersten Mal in seinem Leben wie ein richtiger Tourist gefühlt.

Sie hatten unter Olivenbäumen gepicknickt und schlechte spanische Schlager im Autoradio mitgesungen, während sich kahle Bergkuppen und sonnenheller Himmel vermischten. Sie klauten Gläser und Aschenbecher in den tapas bars als könnte man damit etwas aufbewahren für später. Er küsste ihren rotweinblauen Mund, manchmal wackelten in den billigen Pensionen die Kacheln unter ihrem Bett, wenn sie sich bewegten und alles hatte sich gedehnt, war weiter und weiter geworden und dann hatte er plötzlich nicht mehr gewusst, wie er sie anfassen sollte, die alten Berührungen wollten nicht mehr passen, waren zu klein geworden.

Es hatte in der Tropfsteinhöhle angefangen. Ben war vorgegangen, plötzlich gab es einen Blitz, als er in die dunkle Kühle trat, eine junge Frau grinste, machte ein Foto: „Thank you, gracias.“ Er stellte sich so, dass er den höhligen Eingang überblicken konnte und noch bevor der helle Blitz auf Nadjas Gesicht fiel, wusste er schon wie sie aussehen würde, wusste ganz genau wie sie die Augen aufreißen, ihren Mund verziehen und dann kurz auflachen würde, eher ein unterdrückter Schrei als ein Lachen. Ein paar Sekunden später kam ihm genau dieses Bild entgegen, eine Verdoppelung seiner Vorstellung und als sie ihn dann lachend küsste und ihre Haare sein Gesicht streiften, hatte er zum ersten Mal seit er sie kannte Angst bekommen. In dieser Nacht hatte er sie nur ganz still im Arm gehalten,

sie starrte ihn an, sagte nichts, drehte sich um und es hatte sehr lange gedauert bis sich das dünne Laken über ihrem Körper gleichmäßig hob und senkte.

Dann waren sie in diesen kleinen Ort am Atlantik gefahren und als er oben auf den Klippen stand und dieses sonderbar stille Meer sah, kaum vom Himmel getrennt, dachte er: „Das ist es, vielleicht gibt es endlich etwas zu verstehen, vielleicht kann man einfach weg gehen, immer weiter, über das Meer hinaus.“ Er hatte sich das Surfbrett ausgeliehen und seine Tage damit verbracht, auf den türkisfarbenen Ozean zu starren, der sehr langsam und träge über die rötlichen Steine in der Bucht schwappte und zu warten. Auf den Wind.

Schon als Kind hatte er den Wind geliebt, glaubte, er käme aus den Bäumen, aus ihren raschelnden Zweigen und Blättern und wenn es ihm zu still war, die Luft keine Bewegung zeigte, hatte er daran gerüttelt. Auch die Seminare an der Uni über Klimaentwicklung, wo er alles über die Entstehung von Wind lernte, konnten ihn nie ganz überzeugen, immer hatte sich ein kleines Misstrauen in seine Berechnungen geschlichen und so manche Ergebnisse verfälscht.

„Ob es möglich ist“, hatte Nadja einmal gefragt als sie von einem Strandspaziergang zurück kam und sah, dass er seine Position seit zwei Stunden nicht verändert hatte: ein Knie angezogen, die Hände darüber gefaltet, das andere Bein weit in den Sand gestreckt; braune Zehen vor einem blauen Hintergrund, „kann es vielleicht sein, dass es das gibt, dass jemand, den man eigentlich liebt urplötzlich auch die schlechten Eigenschaften aus einem heraus zieht? Die, die man so gar nicht kennen will und dass man aber doch irgendwie erleichtert ist, weil sie endlich frei gelassen werden?“ Sie trat gegen das Surfbrett, das er wie jeden Tag vergeblich mit an den Strand genommen hatte, drehte sich um und Ben nickte und sagte: „Nadja, Mann, willst du nicht verstehen?“ aber sie hörte ihn nicht mehr, war schon durch den Sand gelaufen, stieg über die in den Felsen geschlagene Treppe und bald war nur noch ihr Badeanzug als bunter Blitz in der Sonne zu sehen.

„Vielleicht ist es besser so“, denkt Ben jetzt, steht auf, sucht seine Surf-Sachen zusammen, die seit Tagen auf dem Hocker neben dem Bett liegen und schon schlapp herunter hängen. Vielleicht, er weiß es nicht.

Auf dem Weg in den kleinen Abstellraum neben dem Restaurant begegnet ihm die Besitzerin, die wieder einmal die großen Oleander-Kübel vor die Tür zerrt. „Alles gut überstanden? Das war ja mal was letzte Nacht, aber ich glaube das wars jetzt erst mal. Am Strand is irgendwas passiert..“ Sie flucht in den Busch hinein, der sich nicht mehr bewegen

lassen will, feine grüne Blätter zittern vor ihrem braunen Gesicht. Ben geht durch den schmalen Gang zu seinem Surf-Brett, die helle Spitze leuchtet durch die dichte Dunkelheit des fensterlosen Raums. „Na dann“, sagt er zu dem Brett und glaubt, ein Schneuzen gehört zu haben, das gleich wieder von der kühlen, dunklen Ruhe verschluckt wird. „Uffz, diese Nächte machen mich fertig, jetzt höre ich schon Stimmen“, denkt er und bemerkt nicht, wie ihm beim Anheben des Bretts der Zimmerschlüssel aus der Hosentasche rutscht und leise klirrend zu Boden fällt.

„Viel Spaß damit“, hatte der Verkäufer in dem kleinen Surf-Fachgeschäft grinsend gesagt, sonnenblond und tiefbraun gebrannt, als Ben das Brett aus dem Laden trug, „Hartfaser ist immer noch das beste. Ich hoffe nur wir kriegen besseren Wind.“ Jede Nacht hatte Ben seitdem von diesem Brett geträumt, wie die weiße, leicht gebogene Spitze zwischen Gischt und türkisfarbenem Wasser auf und ab wanderte und jeden Morgen war er mit einem Kribbeln auf der Zunge aufgewacht, das sich auch von Nadjas Lippen und den Bewegungen ihres Körpers nicht vertreiben ließ.

Der Wind vor dem Haus ist perfekt, fährt vorsichtig durch seine Haare, ohne daran zu zerren, flattert leise über den Stoff der orange-gelb gestreiften Markisen vor den hellen Häusern und unten am Ende der Straße bewegt sich weißer Schaum gleichmäßig über dem Meer. „Es passt nicht“, denkt Ben, „der Sturm, der Mond, dieser Wind, es ist vollkommen unlogisch, aber ich wusste, dass er kommt.“ Es ist nicht weit bis zum Strand, aber schon nach ein paar Metern schneidet das Gewicht des Bretts in seine Hand, es tut weh, aber es ist ein Schmerz, auf den er lange gewartet hat, der leicht ist.

Er denkt, dass es gut ist, jetzt allein zu sein, er weiß nicht, ob er Nadja vermisst, sie ist so sehr verschwunden, dass es unwahrscheinlich ist, dass sie jemals da war; wenn sie da ist, kann er sich nicht vorstellen, dass sie auch nur eine einzige Sekunde nicht zu seinem Leben gehört hat- er kommt nicht dahinter, hat beschlossen, ihre An- und Abwesenheit jeweils als etwas Absolutes hin zu nehmen, auf das er keinen Einfluss hat.

Seit sie weg ist, hat sich etwas geschlossen und noch mehr Platz gemacht für den Wunsch, endlich aufs Wasser zu kommen, ein Wunsch, der alles andere an den Rand geschoben hat und manchmal, wenn er morgens am Strand stand und zurück auf das Land blickte, erschien es ihm als wäre es dieses intensive Licht, das von allem die oberste Schicht abzog und eine neue Oberfläche darüber legte, die so dicht war, dass einige Dinge nicht mehr hindurch scheinen konnten.

Unten am Strand blinken kreisende Rettungswagenlichter, verlieren sich in der grellen Sonne, eine Stimme hallt durch ein Megaphon, zu schnell, Ben versteht nichts, Sand ist aufgewühlt, ein paar Sanitäter ziehen ein gestreiftes Band, das sich im Wind hin und her bewegt und flatternd den Blick auf das Meer zerteilt.

„Surfen is heut nich“, hört Ben von hinten, er kennt die Stimme, dreht sich um, der Blonde aus dem Surfladen, ohne Grinsen sieht er älter aus, verlebt. „Was ist passiert?“ fragt Ben.

„Irgendein Unfall, ich weiß nicht, sie sperren alles ab.“ Das Surfbrett fällt mit einem Platschen in den Sand, schrabt an Bens Bein entlang und hinterlässt eine aufgekratzte blutige Spur.

© Hamburg 2007 by Susanne Hölsebeck. Alle Rechte vorbehalten. Kommerzielle Nutzung nur mit Genehmigung der Autorin. www.kunstgeschichten.eu